

„Die Teilung verschwindet – die unterschiedlichen Mentalitäten bleiben“

Zwei Kulturpolitiker analysieren die Mentalitäten der Menschen in den beiden deutschen Staaten

Neue Bundesländer lassen sich an Stelle der ehemaligen DDR-Bezirke errichten, neue Parlamente und Gemeinderäte wählen, staatliche Vereinbarungen schließen über die Währungsunion oder den Lastenausgleich. Mentalitäten, über einen längeren Zeitraum gewachsene geistige Einstellungen und Gewohnheiten der Menschen lassen sich jedoch nicht von heute auf morgen verändern. Als Folgen der staatlichen Teilung haben sich die Deutschen hüben und drüben unterschiedlich entwickelt, und das, was tatsächlich oder vermeintlich „typisch deutsch“ ist, fand hier und dort seine spezielle Ausprägung. Wie sehen diese verschiedenen Mentalitäten aus? Wie steht es um sie im Zuge der Vereinigung und der Ent-

wicklung eines zukünftigen Gesamtdeutschland? Und spiegeln nicht die aktuellen wirtschaftlichen Schwierigkeiten in der DDR und manche politischen Irritationen in der Bundesrepublik exakt die jeweilige Prägung durch die durch den Zwang der Verhältnisse so unterschiedlich erlebten 45 Jahre deutscher Nachkriegsgeschichte wider? Die Katholische Akademie in Bayern lud je einen Kulturpolitiker aus der DDR und der Bundesrepublik ein, ihre Gedanken darüber auf einer Abendveranstaltung am 4. Juli zur Diskussion zu stellen: den DDR-Minister für Bildung und Wissenschaft, Hans-Joachim Meyer, und den bayerischen Kultusminister a. D., Hans Maier. Wir dokumentieren beide Beiträge.

„Das Provisorische war ihre Mentalität“

Hans Maier über die Deutschen in der Bundesrepublik

Zwei Mentalitäten – unter diesem Stichwort blickt die Katholische Akademie in Bayern heute Abend in die Zukunft. Es geht um die „Folgen der deutschen Teilung“. Der Gedanke ist einleuchtend: Die Teilung verschwindet – die unterschiedlichen Mentalitäten bleiben. Die Einheit kommt – aber sie ist eine Einheit aus Gegensätzen. Ganz neu ist das ja nicht in unserer Geschichte, daß Verschiedenartiges, Ungleichzeitiges in einem staatlichen Gebilde zusammenkommt. Aber es ist doch jedesmal wieder spannend, wenn die deutschen Karten neu gemischt werden – für unsere Nachbarn vor allem, aber auch für uns Deutsche selbst.

In meinem Beitrag will ich auf drei Fragen eingehen: 1. Gibt es eine bundesrepublikanische Mentalität? 2. Wenn ja, wie sieht sie aus? 3. Wird sie die deutsche Teilung überdauern? Alle Antworten auf solche Fragen sind natürlich subjektiv. Exakt beweisen kann man auf dem Feld der Mentalitäten wenig. Aber man kann doch einiges verstehen lernen, einsichtig machen – in diesem Sinn sind die folgenden Bemerkungen gemeint.

„An der Bundesrepublik blieb die deutsche Vergangenheit haften“

Ganz kurz will ich mich bei der ersten Frage aufhalten: Gibt es eine „bundesrepublikanische Mentalität?“ Es erscheint mir ganz offenkundig, daß es eine gibt. Die Deutschen in der Bundesrepublik unterscheiden sich seit langem deutlich nicht nur von den DDR-Bürgern, sondern auch von den Österreichern – sie bilden eine eigene Species mit unverkennbaren Zügen. Karl Dietrich Erd-

mann, der vor wenigen Tagen verstorbene Historiker, hat in einem berühmten und angefochtenen Buch den Zerfall und die selbständige Entwicklung der einstigen Teile des Großdeutschen Reiches in der Nachkriegszeit vergleichend dargestellt und analysiert: Was hier zutage trat, waren nicht nur unterschiedlich politische Gebilde (Österreich, die Bundesrepublik Deutschland, die DDR), nicht nur unterschiedliche Zugehörigkeiten (Neutrale, Westen, Osten) – es waren vor allem unterschiedliche Mentalitäten. Und diese Mentalitäten erwachsen aus der sehr verschiedenen Reaktion auf das Dritte Reich, die nationalsozialistische Vergangenheit. Die Österreicher wollten nach 1945 nicht mehr Deutsche sein und heißen; die DDR sollte – zumindest nach dem Willen der dort Herrschenden – eine neue, vom Deutschen unabhängige sozialistische Identität entwickeln. An der Bundesrepublik dagegen blieb die deutsche Vergangenheit haften, hier konzentrierte sich die Verantwortung für das Geschehene, die Last der Wiedergutmachung, die unvermeidliche Kontinuität der Geschichte. Die Bundesdeutschen hätten diesen „Alleinvertretungsanspruch“ wohl gern abgeschüttelt, doch sie konnten nicht; denn in Gestalt der Bundesrepublik wurde „Deutschland“ vor der Weltöffentlichkeit identifiziert und eingefordert. Österreich galt als Opfer, die DDR war ein freigesprochenes Glied der sozialistischen Zukunftsgesellschaft – die Bundesrepublik war Erbe. Ein Erbe besonderer Art, wie sich versteht; denn sie erbe hauptsächlich Lasten: Gebietsverluste, Schulden, einen zerstörten deutschen Namen, eine schattenhafte Staatlichkeit, eine unsichere Zukunft.

Die bundesdeutsche Mentalität, die sich aus alldem ent-

wickelte, war undeutlich und diffus. Deutschland ja, aber beileibe nicht die ganze deutsche Geschichte; Staat ja, aber doch der Rechtsstaat, nicht der Machtstaat; Patriotismus ja, aber doch ein europäischer; Vertretung eigener Interessen ja, aber doch in zurückhaltendem Ton, mit einiger Vorsicht, ohne Auftrumpfen. Ein „Provisorium und Transitorium“ sollte die Bundesrepublik sein – so *Theodor Heuss*, ihr erster Präsident. Das Wort gewinnt im nachhinein fast wahrsagerische Züge. Ein Staatsbau, schon im Entstehen nicht auf Abgeschlossenheit und Dauer, sondern auf Integration in größere Zusammenhänge (europäische, westliche atlantische) angelegt – so trat die Bundesrepublik ins Leben. In ihr herrschte die Mentalität des Provisorischen – ja das Provisorische *war* ihre Mentalität. Kein Wunder, daß dieser Staat sich mit dem Staatsüblichen schwertat, mit Flaggenschmuck, Nationalhymne, Staatsfeiertagen; kein Wunder, daß junge Deutsche bei internationalen Jugendtreffen dadurch auffielen, daß sie die Nationalhymne nicht singen konnten; kein Wunder auch, daß bei der Testfrage „Sind Sie stolz auf Ihr Land?“ bis heute weit weniger Deutsche mit Ja antworteten als Engländer, Franzosen, Amerikaner – so daß sich Engländer, Franzosen, Amerikaner über die so gründlich gewandelten Deutschen sehr verwundern, vielleicht aber auch freuen.

„Die Deutschen in der Bundesrepublik wirken heute weniger missionarisch als früher“

Inzwischen ist die Bundesrepublik mehr als vierzig Jahre alt – nichts ist so dauerhaft wie das Provisorische. Auch die Mentalitäten haben sich stabilisiert. Wir alle sind mit ihnen großgeworden. Sie gehören zur inneren Ausstattung des Gemeinwesens. Unversehens erstrahlen sie in nostalgischen Farben.

So ist es den Bundesdeutschen inzwischen zur Gewohnheit geworden, sich vor anderen ein wenig kleiner zu machen, als sie sind. Das steht im Einklang mit dem schmaleren Zuschnitt der politischen Gewalt im Bonner Staat, mit der Beschränkung, Zähmung, Minimalisierung der Staatsmacht im Grundgesetz. „Erlösung von der Größe“ hat *Fritz Stern* das genannt, *Alfred Grosser* sprach respektlos von „Verschweizerung“, *Hans-Peter Schwarz* von „Machtyergessenheit“. Gleichgültig, wie man die Akzente der Bewertung setzt, das Phänomen ist kaum zu übersehen. Nie waren die Deutschen so bereit, Rücksicht auf andere zu nehmen, blindes Auftrumpfen zu vermeiden, sich an Regeln des politischen Spiels zu binden, wie heute. Sie halten sich zurück, im Inneren wie nach außen. Vor weltpolitischen Engagements erschrecken sie fast mehr als die anderen. Die Diskussion über einen möglichen deutschen Beitrag zur UN-Friedenstruppe ist ein lehrreiches Symptom.

Bonn wirkt in dieser Hinsicht auf die Nachbarn beruhigend, eine Hauptstadt, die eher zu klein als zu groß ist, deren Marmortreppen bescheiden, deren Ehrenwachen

kaum wahrzunehmen sind. Nur nicht auffallen! lautet die Devise. Diskretion ist Ehrensache. Die Deutschen haben zwar mehr Menschen als die Nachbarvölker – aber zur Beruhigung weisen sie auf ihre niedrige Geburtenquote hin. In Staat, Wirtschaft, Wissenschaft, Verwaltung bevorzugen sie die ungefährliche Mitte, den gehobenen Durchschnitt, die unanstößige Paßform. Wer sich mit Gewalt durchsetzen will, erregt Mißtrauen. Selbst unsere Napoleone sind kleiner als anderswo.

Versucht man zu umschreiben, wie sich die Kultur der Bundesdeutschen, ihre Lebensform und Lebensart heute im Unterschied zu früheren Zeiten präsentiert, so genügt ein Wort zur Charakterisierung: sie ist lockerer geworden. Sie kommt nicht mehr so ernst, gravitatisch, so fordernd daher wie früher. Das Leistungspathos hat sich verringert. Das Spielerische tritt unbefangener hervor. Kleidung, Sitten, Arbeits- und Sexualmoral, religiöse Verbindlichkeiten, Bildungsstandards – alles hat sich gelockert, oft in erstaunlichem Maß. Die Deutschen in der Bundesrepublik wirken heute weniger missionarisch als früher. Sie sind auch weniger diszipliniert als in den ersten Nachkriegsjahren, als Zusammenrücken, Zusammenhalt, Zusammenarbeit geboten war. Sie muten leichter, freilich auch unverbindlicher an. Sie sind wählerischer geworden. Sie verfügen über mehr Zeit. Mal fährt man zum Segeln, mal kommt man vom Segeln, mal ruft der Watzmann, mal die Toscana – der Optionen ist kein Ende. Im Reisen haben die Bundesdeutschen inzwischen fast alle anderen Völker überholt. Freizeit steht hoch im Kurs, höher als Geld, vor allem bei jungen Menschen. Die jungen Deutschen ziehen längst nicht mehr die Lippen schief beim italienischen *dolce far niente*, sie entwickeln keine Überlegenheitsgefühle mehr gegenüber britischen Anglern und französischen Rentnern – das alles ist uns nähergerückt, und wir erinnern uns, daß in alten Zeiten auch die Deutschen mit *gusto* zu feiern, zu spielen und zu faulenzten wußten. Der Fleiß war ja nicht immer der ständige Begleiter der Deutschen. Ein wenig südliches und westliches *savoir-vivre* tut uns gut.

Gewiß sind die Bundesdeutschen Bewohner der nördlichen Hemisphäre geblieben: kaum findet man bei ihnen die Unbekümmertheit, das Lachen, die Spontaneität, die unvermittelte Fröhlichkeit mitten im Elend, die uns in Lateinamerika, ja selbst in Afrika begegnen kann. Wer von dort kommt, mag die Deutschen immer noch als still und stur, verbiestert und arbeitsbeflissen empfinden. Aber ein wenig hat sich die Nadel doch nach Süden gedreht: Autos, Kleider, Waren sind farbiger geworden; die Arbeit ist nicht mehr der Seeleninhalt, um den sich alles dreht.

Neu belebt hat sich in der Bundesrepublik der Föderalismus. Der harte Kern der Staatlichkeit lag nach 1945 – und liegt noch heute – bei den Ländern. Die unitarischen Tendenzen haben sich nicht durchgesetzt. Die vor Jahren prophezeite Stärkung der Zentralgewalt – erhofft von den einen, gefürchtet von den anderen – ist nicht eingetreten. Auch hier spielen die Mentalitäten mit: Nach Jahren einer fast rauschhaft erlebten Mobilität und Veränderung

macht sich heute ein stärkeres Verlangen nach Befestigung, Überschaubarkeit, stabileren Zuordnungen geltend. Das Pathos des Wiederaufbaus ist abgelöst worden von einem Pathos der Bewahrung. Denkmalpflege und Umweltschutz haben Konjunktur. Die „kleine Schule“ ist Trumpf. Gewiß, vieles an dieser Bewegung ist Nostalgie, Angst vor dem Tempo, mit dem die industrielle Welt ihre Ressourcen aufzehrt, Sehnsucht nach einer weniger beschleunigten, weniger lärmenden, weniger konkurrenzgefüllten Welt. Aber die Wirkungen auf das politische System sind deutlich: das Kleine, Überschaubare, Kontrollierbare in der Nähe ist wieder gefragt. Man mißtraut den Großsprechereien aus der Ferne. Das verschafft der föderativen Ordnung neuen Antrieb, ja eine neue Legitimation. Sie braucht sich nicht mehr mit rationalen Hilfsargumenten – der Gewaltenteilung, des Subsidiaritätsprinzips – gegen ihre Widersacher zu verteidigen. Sie kann ihre Gegner an sich herankommen lassen. Nicht die Länder und Gemeinden, die Zentralgewalt steht in der Bundesrepublik unter Rechtfertigungszwang.

„Die gedämpfte Rede des Bundesbürgers ist sicher ein Gewinn“

An Regionalfarben reich ist auch die deutsche Gegenwartsliteratur – übrigens in der Bundesrepublik wie in der DDR. Sie bestätigt in ihrer Sprachvielfalt den politischen Zentralitätsverlust, den Rückzug aufs Innere, auf Länder und Regionen. Landschaftsbezogener Realismus – das nimmt bei vielen Autoren dokumentarische Züge an: so im Ostpreußen von Siegfried Lenz, im Hamburg Nossacks und Geno Hartlaubs, im Köln Heinrich Bölls, im Hegau Martin Walsers, im Schwaben und Franken von Hermann Lenz – man könnte die Reihe fortsetzen. Selbst Arno Schmidt und Uwe Johnson waren in mancher Hinsicht Regionalisten – so wie schon bei Fontane die märkische Umwelt, bei Thomas Mann Lübeck, Travemünde, München viel stärker durchdringen und sichtbar werden als in den gleichzeitigen Werken französischer oder russischer Realisten. Vielleicht werden spätere Zeiten ganz ohne Ironie – die Nachkriegsliteratur in Deutschland als einen Neuanfang der Heimatliteratur empfinden. Auch die Renaissance eines Theaters, das naturalistische Sprechweisen, Stammeln, Verstocktheit, Verstummen einfacher Menschen nachzeichnet, bei Sperr, Faßbinder, Kroetz, Achternbusch, deutet in diese Richtung – ganz abgesehen von jüngsten Mobilisierungen der Dialektdichtung zugunsten realistischer literarischer Ziele.

Auch hier, in der Literatur, stehen die Zeichen auf Lockerung, Entschränkung, Abbau normativer Zwänge. Der Formdruck, der von Weimar-Jena ausging – genauer von der Germanistik der Kaiserzeit, welche „die Klassiker“ im Zeichen nationaler Einheit reklamierte –, ist sichtlich schwächer geworden. Übrigens nicht erst nach 1945. Der Welterfolg eines Autors wie Bert Brecht, der Durchbruch von Autoren wie Graf, Horvath, Marieluise Fleißer zu gesamtdeutscher Resonanz, das heutige Echo der Österrei-

cher, der alemannischen Schweizer – sie wären ohne jene Lockerung der Weimar-Jenaer Formgesetze nicht möglich gewesen. Hier bahnt sich, wie im Politischen, Sozialen, Wirtschaftlichen, ein Ausgleich zwischen Süd und Nord an. Viele Gebots- und Verbotstafeln des normierten Deutsch sind dabei sanft aus dem Verkehr gezogen worden. Nicht einmal die Ausspracheregeln des Herrn Siebs sind heute noch tabu. Warum sollte der deutsche Sprachduktus sich nicht eines Tages wieder von den nach 1866 gezogenen Linien wegbewegen?

Soziologen habe die Bundesrepublik als eine „nivellierte Mittelstandsgesellschaft“ bezeichnet. Das spiegelt sich auch in der Sprache. Soziale Nivellierung einerseits, Rangerhöhung bisher zurückstehender Positionen und Tätigkeiten andererseits – die Skala Magd – Dienstmädchen – Hausgehilfin – Hausangestellte – Hausassistentin ist dafür ebenso ein Beispiel wie die oft beschriebene und belächelte Verwandlung der Putzfrau in die Raumpflegerin, des Blumenbinders in den Floristen, des Briefträgers in den Postfacharbeiter, des Fensterputzers in den Glas- und Gebäudereiniger. Statusunterschiede wurden nach oben nivelliert. Scharf abgrenzende Bestimmungen, einer gespannten Klassenlage entstammend, wichen weicher umschreibenden, behutsamer zeichnenden Wörtern. Abhängigkeiten, Hierarchie- und Delegationszusammenhänge wurden durch neue Umschreibungen gemildert und verwischt: Mitarbeiter, Kraft, Hilfe, Assistent, Auszubildender – anstelle von Hilfskräften, Angestellten, Lehrlingen. Noch in den zwanziger Jahren war ein wissenschaftlicher Assistent ein wissenschaftlicher Hilfsarbeiter. Arbeiter und „Kapitalisten“ standen einander gegenüber, nicht Tarifpartner, Sozialpartner.

„Deutschsein heißt manchmal: eine Sache um ihrer selbst willen übertreiben“

Gewiß, es wäre ein leichtes, die geschilderte Entwicklung zu ironisieren und die Nase zu rümpfen, wenn Fahrschulen und Friseurläden zu Fahr- und Haarstudios und Nachhilfestunden zu Förderunterricht werden. Doch sei Spott hier ferne. Denn man kann nicht übersehen, daß die Sprache in einer „Spiegelfunktion sozialer Wandlungen“, wie *Els Oksaar* es ausgedrückt hat, nur nachvollzog, was sich in der Gesellschaft tatsächlich abgespielt hatte, und daß in den erwähnten Euphemismen und Graduierungen auch eine deutliche Tendenz zur Humanisierung mitschwang. Sprache dient ja nicht nur der analytischen Entblößung. Alle Kultur beginnt mit Adams und Evas Feigenblatt. Behutsameres Auftreten, vorsichtigeres Formulieren, leiseres Sprechen – das kann auch ein Gewinn sein. Gegenüber dem fordernden Ton, der dem Deutschen zu Anfang des Jahrhunderts eigen war – von späteren Zeiten nicht zu reden –, ist die gedämpfte Rede des Bundesbürgers sicher ein Gewinn.

An dieser Stelle wird man einwenden: Das ist ja alles gut und schön. Aber ist es die ganze Wahrheit? Gewiß, die

Deutschen sind ruhiger geworden, der Machtstaat ist zum Rechtsstaat gezähmt worden – ein freundliches Wesen, verglichen mit den Staats-Tigern vergangener und heutiger Weltgeschichte. Die regionalen, die lokalen Kräfte sind stark – viel stärker als die zentralisierende Uniformität früherer Zeiten. Ein sanfter Pointillismus durchzieht die Äußerungen unserer Literatur – nirgends Fanfarenstöße, wenig Auftrumpfen, trompetendes Sich-Brüsten.

Aber um Himmels willen – sehen Sie denn nicht die Kompensationen in anderen Bereichen? Hat sich denn der *furor teutonicus* wirklich zurückgezogen? Hat er sich nicht vielmehr nur verpuppt? Schauen Sie doch unseren Verkehr an – welche Raserei, welche Aggressionen, welche Rechthaberei. Beobachten Sie unsere vielgerühmte Rechtskultur – welcher Eigensinn, wieviel Prozeßhanslei, welche lächerliche Sucht, alles und jedes zu verrechtlichen, bis zum deutschen Unicum der gerichtlichen Überprüfung von Schulnoten? Von der Wohltat des Rechts bis zur Plage der Juridifizierung aller Lebensbereiche ist da wirklich nur ein kleiner Schritt.

Oder Wissenschaft und Literatur – fehlt ihnen nicht das gesellige Ambiente? Ist das Verquere, Eigensinnige, Monadische und Monomane früherer Zeiten wirklich verschwunden, regieren wirklich Höflichkeit, Umgang, Rücksicht, Toleranz? Verkehren die Eliten wirklich miteinander, Politiker mit Autoren, Wissenschaftler mit Wirtschaftlern, Künstler mit sich selbst? Gibt es Austausch, Verständnis, Selbstkritik, Selbstironie? Oder herrscht nicht nach wie vor das Zünftische, Kleinmeisterliche, der Stall- und Stubengeruch? Schließt sich nicht jeder ein, so gut er kann? Sind die Einzäunungen nicht stärker als die Verbindungen, die kommunizierenden Röhren?

Gewiß, gewiß. Ich bin weit davon entfernt, solche Beobachtungen zu negieren oder zu verharmlosen. Manchmal hat sich der häßliche Deutsche tatsächlich nur anderswo verpuppt, manchmal ist er einfach in ungefährlichere Bereiche ausgewandert, die nicht so sehr im Lichtschein in- und ausländischer Beobachtung liegen. In den Sport zum Beispiel, in die Wirtschaft, in die Technik. Ganz kommt man nun einmal von der Vergangenheit nicht los. Auch die europäisch-offenen pluralistisch lässigen Bundesdeutschen sind eben Deutsche geblieben. Und Deutschsein heißt manchmal (immer noch und nicht so selten): eine Sache um ihrer selbst willen übertreiben.

Andrzej Szczypiorski, ein kluger Kenner deutscher wie polnischer Eigentümlichkeiten und Unzulänglichkeiten, läßt in seinem Buch „Die schöne Frau Seidenman“ einen Deutschen namens Müller, der lange in Polen lebt und sich als halber Pole fühlt, über sein Vaterland meditieren: „Uns fehlt die Prise Wahnwitz, dachte er, wir sind zu nüchtern. Vielleicht bin ich deshalb fortgegangen, hierher, unter die Polen, weil in mir immer diese Prise Wahnwitz war, ein Galopp der Phantasie, der keinem echten Deutschen widerfährt . . . Besser zu sein auf jedem Gebiet, unerreichbar sein, das ist deutscher Ehrgeiz. Am schönsten komponie-

ren, am produktivsten arbeiten, am klügsten philosophieren, am meisten besitzen, am effektivsten totschiessen! Nun ja, dachte er voller Bitterkeit und Schmerz, aber gerade das ist der echte Wahnwitz. Kein Wahnwitz ist die Mutwilligkeit der Gedanken und Taten, das Leben als Tanz oder als Lied . . . Mein Gott, was muß ein Deutscher wie ich leiden, ein unvollendeter, ganz und gar nicht auf deutsche Weise organisierter Deutscher mit einem Fehler im Herzen, der dies alles durch die Brille slawischer Erfahrung sieht, so ein Deutscher, angesteckt von der gesegneten Krankheit des Polentums, die gerade deshalb so schön ist, weil sie unvollkommen, unvollendet, ungewiß, suchend, unordentlich, launenhaft, ungebändigt ist, genau wie ein Verrückter, den ein Engel an der Hand führt.“

Dieser Müller lebt später in der Bundesrepublik Deutschland, in Oberbayern. Aber das Gefühl der Angst vor unberechenbaren deutschen Möglichkeiten und Ereignissen verläßt ihn auch im eigenen Haus, bei Spaziergängen im Alpenvorland, in Biergärten und Versammlungen nie. Denn „in Deutschland war eine so anständige, vielfältige, redliche Demokratie entstanden, wie sie nur in Deutschland möglich war. So ließ auch die deutsche Demokratie Müller keine Ruhe, denn wiederum fand er in ihr die Tyrannei der Perfektion, ohne welche die Deutschen nicht leben können . . . Er fühlte sich wieder unwohl, ihm fehlte das Unvollendete, Unklare, Ungewisse der Dinge und Gedanken, durch die die Schwäche der menschlichen Natur hindurchscheint, ihr ewiges Suchen nach dem Unbenennbaren und Unaussprechbaren.“

Ich lasse diesen Text einfach so stehen, wie er ist, ohne Kommentar; er mag uns als Kontrollmeldung dienen, als Widerpart gegen eine allzu einfache und positive Deutung heutiger deutscher Mentalitäten, als Einladung zur Selbstkritik. Das führt hinüber zur dritten und abschließenden Frage: Was wird aus der bundesdeutschen Mentalität im Prozeß der Wiedervereinigung? Wird sie die deutsche Teilung überdauern oder wird sie verschwinden – sofort, auf der Stelle oder nach einiger Zeit?

„Die Kunst selbstsicherer Bescheidenheit ist zu erlernen“

Ich versuche eine pragmatische Antwort: Einiges wird bleiben, anderes wird verschwinden; neue Mentalitäten werden sich bilden. Das ist wohl immer so, wenn „ungleichzeitige“ Strukturen zu einem neuen Ganzen verbunden werden; es erklärt sich aber in unserem Fall, dem Fall der deutschen Einigung 1990/1991, zwanglos aus den besonderen historisch-politischen Umständen.

bleiben wird ganz sicher der föderalistische Zuschnitt auch im größeren Deutschland – und bleiben wird auch der Primat des Rechts im Staat. Die Bildung der Länder in der DDR ist schon im Gang; auch der künftige Staat wird föderalistisch verfaßt sein. Das ist nicht etwa eine Übernahme von Strukturen der Bundesrepublik durch die DDR, es ist eine Rückkehr zu den eigenen Anfängen nach

1945, und es ist eine Rückkehr zu spezifischen Traditionen unserer Geschichte. Deutschland war stets ein Reich, ein Bundesstaat oder Staatenbund, kurzum ein föderalistisches Gebilde. Zentralistische Perioden sind untypisch für unsere Geschichte. Dementsprechend war die Zentralgewalt in Deutschland immer schwächer als in anderen Staaten (zumindest in der Neuzeit): neben der Hauptstadt standen andere Zentren, und keine Stadt repräsentierte auf längere Zeit das ganze Deutschland – nicht politisch und schon gar nicht kulturell. Der Reichtum der Kultur in Deutschland zehrt bis heute vom landesherrlichen Mäzenatentum. Abseits der großen Städte gibt es viele kleine Residenzen mit eigenem Gesicht – mit Theatern, Konzertsälen, Archiven, Bibliotheken, Kunstsammlungen hohen Ranges. Wolfenbüttel, Meiningen, Hildburghausen, Weimar haben sich in Deutschland stets neben Frankfurt, Köln, Hamburg, Dresden, Leipzig, München behauptet. Region war in Deutschland nie Provinz.

Bleiben wird auch die Dominanz des Rechts im politischen Prozeß – wir erinnern uns, daß die Demokratiebewegung in der DDR auch mit dem Ruf nach unabhängigen Gerichten, nach Einführung einer Verfassungsge-

richtbarkeit begonnen hat. Hoheitliche Schutzzonen und Arkansphären wird es im künftigen Deutschland so wenig geben wie in der Bundesrepublik. Der Rechtsweg gegenüber Staatseingriffen wird überall offen sein. Staatliche Gewalt wird sich gegenüber dem Bürger rechtlich auszuweisen haben, der Rechtsschutz wird erweitert werden, die Grundrechte werden neue Bedeutung und konkrete Geltung erhalten.

Zurücktreten wird freilich etwas, was die Mentalität der Bundesrepublik gerade in den letzten beiden Jahrzehnten oft negativ gekennzeichnet hat: ein Gefühl der Beliebigkeit, des lässigen Umgangs mit der Freiheit, des Mangels an Verantwortungen und Aufgaben, des Rückzugs auf die eigene Selbstgenügsamkeit. Ein wenig Einigung gelingen soll. Manche Verkrustung wird sich auflösen müssen, wir werden beweglicher werden müssen und weniger bequem. Nationales Pathos braucht es zu einem solchen Aufbruch nicht. Aber die Kunst selbstsicherer Bescheidenheit wäre zu erlernen. Sie ist die sicherste Bürgschaft dafür, daß das vereinigte Deutschland seine Nachbarn nicht erschreckt, sondern sie durch Behutsamkeit und Rücksicht dauerhaft zu versöhnen weiß.

„Nur zögernd verlassen wir das Gefühl der sozialen Sicherheit“

Hans-Joachim Meyer über die Deutschen in der DDR

Ich will gestehen, daß ich mich doch mit einem gewissen Zögern diesem Thema genähert habe, ein Zögern, das sich in den letzten Tagen erheblich verstärkte. Als DDR-Deutscher über DDR-Mentalität zu sprechen heißt, preiszugeben, was man über sich weiß oder doch zu wissen glaubt und was man über andere denkt. Also, wenn man so will, eine Kombination von Selbstkritik und Kritik, wie es im DDR-Deutsch so schön hieß. Nun könnte ich dem Dilemma durchaus entgehen, indem ich die bisherige DDR-Gesellschaft in einigen Wesenszügen analysierte und aus diesen Daten den zu erwartenden Mentalitätseffekt deduzierte. Und in der Tat spricht einiges für dieses Vorgehen.

Ein Land, in dem die Einheit von Staat und Gesellschaftsordnung proklamiert wird – Walter Ulbricht bezeichnete die zweite, die sozialistische Verfassung der DDR als eine Staats- und Gesellschaftsverfassung –, eine Staats- und Gesellschaftsordnung überdies, die nach dem stalinistischen Modell konstruiert ist, die Partei sei der Motor, gegenüber dem alle anderen gesellschaftlichen Organisationen, ja selbst der Staat zum Transmissionsriemen degradiert sind, eine Staats- und Gesellschaftsordnung schließlich, die unter dem Monopol einer Ideologie steht, einer Ideologie, in der der Mensch primär als gesellschaftliches

Wesen definiert und damit der Gesellschaft zu- und untergeordnet wird, eine solche Staats- und Gesellschaftsordnung erzeugt mit Notwendigkeit politisches Desinteresse, zumindest als Bürger dieses Staates, und angepaßtes Verhalten.

„Über Nacht verloren die gesellschaftlichen Rituale ihre Kraft“

Ein Paradebeispiel dafür waren die in der DDR veranstalteten Wahlen. Diese vom System regelmäßig mit großem Aufwand inszenierten Kampagnen verfolgten den doppelten Zweck, sich selbst und der Umwelt einen Schein von Legitimität zu verschaffen und zugleich der Bevölkerung das reibungslose Funktionieren des Herrschaftsapparates zu demonstrieren. Solange die erdrückende Mehrheit der Deutschen in der DDR, wie ja auch in der Bundesrepublik, keine Chance sah, diesen Herrschaftsapparat ernsthaft zu stören oder gar zu gefährden, solange schickten sich die meisten in diese demütigende Prozedur als ein nicht oder nur unter großen Kosten zu vermeidendes Übel. Es war eines jener vielen Rituale gesellschaftlichen Verhaltens, die kaum jemand ernst nahm, auch nicht viele Teilhaber der Macht, die diese Rituale mit Bierernst be-